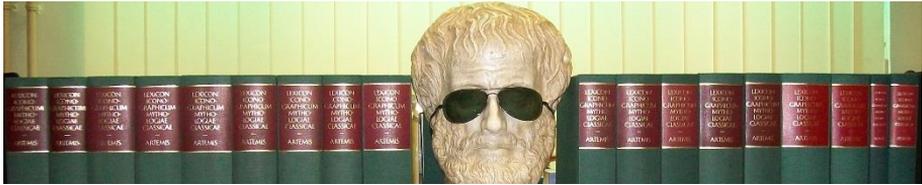


Rezensionen und Kurzanzeigen



Herbert Bannert: Paola B a s s i n o, *The Certamen Homeri et Hesiodi. A Commentary*. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2019. (Texte und Kommentare. 59.) 228 S. ISBN 978-3-11-058284-0; ISSN 0563-3087 3

Sonja Schreiner: Anne K o l b (Ed.), *Literacy in Ancient Everyday Life*. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2018. IX + 427 S. Ill. ISBN 978-3-11-059188-0; e-ISBN (PDF) 978-3-11-059406-5; e-ISBN (EPUB) 978-3-11-059202-3 4

Sonja Schreiner: Dominik B e r r e n s, *Soziale Insekten in der Antike. Ein Beitrag zu Naturkonzepten in der griechisch-römischen Antike*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2018. (Hypomnemata. 205.) 459 S. ISBN 978-3-525-31053-3; ISSN 0085-1671 6

Ekkehard Weber: Leonhard S c h u m a c h e r, *Historischer Realismus. Kleine Schriften zur Alten Geschichte*, herausgegeben von Frank B e r n s t e i n, mit Abbildungen, einem Vorwort des Herausgebers und einem Schriftenverzeichnis. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2018. (Studien zur Alten Geschichte. 26.) XII + 341 S. Ill. ISBN 978-3-946317-24-1 7

Sonja Schreiner: Ailianos, *Tierleben. Griechisch-deutsch*. Herausgegeben und übersetzt von Kai B r o d e r s e n. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2018. (Sammlung Tusculum.) 864 S. ISBN 978-3-11-060932-5; e-ISBN (PDF) 978-3-11-061008-6 11

Ekkehard Weber: Mario B a u m a n n - Susanne F r o e h l i c h (Hg.), *Auf segelbeflügelten Schiffen das Meer befahren. Das Erlebnis der Schiffsreise im späten Hellenismus und in der Römischen Kaiserzeit*, herausgegeben in Zusammenarbeit mit Jens B ö r s t i n g h a u s. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2018. (Philippika. Altertumswissenschaftliche Abhandlungen – Contributions to the Study of Ancient World Cultures. 119.) IX + 416 Seiten, mehrere (teilweise farbige) Abb., eine Faltkarte. ISSN 1613-5628; ISBN 978-3-447-10971-0 12

Sonja Schreiner: Cristian C r i s t e, *Voluntas auditorum. Forensische Rollenbilder und emotionale Performanzen in den spätrepublikanischen quaestiones*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2018. (Kalliope. Studien zur griechischen und lateinischen Poesie. 15.) 404 S. ISBN 978-3-8253-6907-1 14

Franz Römer: Victoria Rimell - Marcus Asper (Hg.), *Imagining Empire. Political Space in Hellenistic and Roman Literature*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2017. (Bibliothek der Klassischen Altertumswissenschaften. N.F. 2. Reihe. 153.) X + 264 S. ISBN 978-3-8253-6754-1 15

Sonja Schreiner: Markus Kersten, *Blut auf Pharsalischen Feldern. Lucans *Bellum Ciuile* und Vergils *Georgica**. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2018 (Hypomnemata. 206.) 358 S. ISBN 978-3-525-31055-7; ISSN 0085-1671 18

Clemens Weidmann: Peter Zah n, *Creditis et ambulatis* in Augustinus Aurelius' Psalmenkommentar. Ein Fragment aus dem 10. Jahrhundert ändert die Textüberlieferung. Mit einer paläographischen Übersicht für das 6. bis 15. Jahrhundert. Norderstedt: BoD. Books on Demand 2018. 319 S. ISBN 978-3-7528-1843-7 19

Hartmut Wulfram: *Itinerari del testo per Stefano Pittaluga, a cura di Cristina Cocco, Clara Fosati, Attilio Grisafi, Francesco Mosetti Casaretto e Giada Boiani*. Università di Genova, Scuola di Scienze Umanistiche, Dipartimento di Antichità, Filosofia e Storia, 2 vol. Milano: Ledizioni 2018. (Pubblicazioni del D.AR.FI.CLE.T "Francesco Della Corte", terza serie. 254.) 1110 S. ISBN 978-88-6705-812-9 21

Sonja Schreiner: Johannes Atrocius. Text, Übersetzung, Kommentar, hg. von Christian Guerra, Henriette Harich-Schwarzbauer und Judith Hindermann. Hildesheim-Zürich-New York: Georg Olms Verlag 2018. (Noctes Neolatinae. Neo-Latin Texts and Studies, gegründet von Marc Laureys und Karl August Neuhäusen †. 30.) 364 S. ISBN 978-3-487-15731-3; ISSN 1617-478X 23

Sonja Schreiner: Claudia Jarzbowsk i, *Kindheit und Emotion. Kinder und ihre Lebenswelten in der europäischen Frühen Neuzeit*. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2018. VI + 343 S. Ill. ISBN 978-3-11-046638-6; e-ISBN (PDF) 978-3-11-046891-6; e-ISBN (EPUB) 978-3-11-46644-7 24

Herausgeber: *Herbert Bannert – Kurt Smolak*

Redaktion: *Sonja Schreiner*

Titelbild: *Sonja Reisner*

Rezensionsangebote erbeten an: klass.phil.rezensionen@univie.ac.at

Paola Bassino, *The Certamen Homeri et Hesiodi. A Commentary.* Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2019. (Texte und Kommentare. 59.) 228 S. ISBN 978-3-11-058284-0; ISSN 0563-3087

Das Interesse an Dichterbiographien, wie sie aus der Antike in gewöhnlich sehr ausgeschmückter und phantastisch erweiterter Form erhalten sind, hat in letzter Zeit wieder zugenommen, da man die Texte nicht als Überlieferung von Fakten, sondern als erzählende Texte von einem literaturwissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet und damit das Interesse an der Sachinformation in den Hintergrund gedrängt wird. Nach einer Neuedition der pseudo-herodoteischen Homervita (Maria Vasiloudi, *Vita Homeri Herodotea*. Textgeschichte, Edition, Übersetzung, Berlin-New York 2013) bietet nun auch die vorliegende Edition des *Certamen* eine sichere Grundlage unter Einbeziehung aller bekannter Textzeugen.

In der uns vorliegenden Fassung stammt das anonym überlieferte *Certamen Homeri et Hesiodi* aus hadrianischer Zeit. Eine Handschrift mit dem Text wurde im Jahre 1492 von Ianus Laskaris (1445–1534) von Kreta nach Florenz gebracht und befindet sich auch heute noch in der Biblioteca Laurenziana (Codex Mediceus Laurentianus plut. 56.1). Das Interesse der Humanisten richtete sich bald auf den Text, und von Angelo Poliziano (1454–1494) und Giovanni Pico della Mirandola (1463–1494) wissen wir, dass ihnen das *Certamen* bekannt war. Henricus Stephanus hat Auszüge aus dem Text später kopiert (die Handschrift befindet sich heute in Leiden) und schließlich 1573 in Paris gedruckt (editio princeps). Bekannt gemacht wurde das *Certamen* aber dann gegen Ende des 19. Jh. durch Friedrich Nietzsche (1844–1900), der in seiner Zeit als Professor der Klassischen Philologie in Basel (1869–1879) eine textkritische Ausgabe publizierte (1871) und dem ‚Florentiner Traktat über den Wettkampf zwischen Homer und Hesiod‘ eine erste ausführliche Quellenuntersuchung widmete (1873). Nietzsche konnte glaubhaft machen, dass die Hauptquelle des *Certamen* eine Schrift des Sophisten Alkidamas aus Elaia in Kleinasien (4. Jh. v. Chr.) gewesen sei, ein verlorener Text über Homer aus dem Μουσῆιον, einer Sammlung von Geschichten und Aussprüchen berühmter Personen, die im *Certamen* (14) auch ausdrücklich erwähnt wird, und dass der anonyme Verfasser aus der rhetorisch durchstilisierten Schrift des Alkidamas auch Aufbau und Struktur des *Certamen*, insbesondere die für die Rhetorik typischen Frage-Antwort-Partien, übernommen hat. Einen zusätzlichen Beweis zu Alkidamas und seiner Schrift Περὶ Ὀμήρου brachte der Fund eines Papyrusfragments (1924, P.Mich. inv. 2754), in dem offenbar daraus zitiert wird (von Bassino 67–75, 115 und 173 besprochen).

Bemerkenswert ist auch, dass der Text der Homerbiographien, den Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff 1916 hergestellt hat – aus Ärger über deren Edition durch T. W. Allen im fünften Band des Oxford-Homer und natürlich auch, um der Bekanntheit etwas entgegenzusetzen, die die Texte durch die Abhandlungen Friedrich Nietzsches erhalten hatten –, immer noch als verlässliche Textgrundlage dienen kann (*Vitae Homeri et Hesiodi in usum scholarum edidit Udalricus de Wilamowitz-Moellendorff*, Bonn 1916 [Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen. 137.]).

Bassino bietet in vier Abschnitten eine umfassende Behandlung der vorliegenden Texte und deren Varianten (mit einer Neulesung der Papyrusfragmente). Der erste Teil, „The tradition of the contest between Homer and Hesiod“, behandelt die Quellen der biographischen Tradition, die sich aus den Epen selbst ergeben, sowie deren Sekundärliteratur (von Hesiods *Erga* samt Scholien, Plutarch, Proklos, Dion Chrysostomos, Philostrat, Lukian, Themistios, Libanios weiter bis zu Johannes Tzetzes und Eustathios). Das besondere Interesse gilt dabei der

Beurteilung des biographischen Materials als Dokumente der frühen Rezeption der Werke und nicht so sehr den ohnedies fragwürdigen biographischen Details. Im zweiten Teil werden die Textgrundlagen behandelt: außer dem Cod. Mediceus Laurentianus plut. 56.1 und der Leidener Abschrift des Stephanus kommt neu hinzu der cod. Vind. phil. gr. 187, eine Mischhandschrift, in der nicht der Text des *Certamen*, aber kurze Notizen zur Abstammung Homers von der Hand des Marcus Musurus (1470–1517) enthalten sind (der somit als erster bezeugter Leser des *Certamen* gelten kann: 52–60), sowie die einzelnen Papyrusfragmente, mit oder ohne Textvarianten. Im dritten Teil folgen der neu erstellte, von Konjekturen und Einfügungen befreite Text des *Certamen* (mit reichen Apparaten, in denen die zitierten Verspartien und die zahlreichen modernen Eingriffe in den Text seit Nietzsche dokumentiert sind), und eine englische Übersetzung. Im vierten Teil, dem Kommentar, werden schließlich das *Certamen* in übersichtliche thematische Abschnitte geteilt und die wichtigen Elemente der Tradition und Interpretation aufgearbeitet und ausgebreitet. Außer den nötigen Erklärungen zum Text und dessen Erstellung bietet B a s s i n o im Kommentar auch jeweils Beurteilungen des *Certamen* als Auseinandersetzung von Rezipienten mit den Werken Homers und Hesiods.

Der Arbeit liegt die Dissertation der Verfasserin an der Durham University zugrunde, die von Barbara Graziosi betreut wurde und im Rahmen des von ihr geleiteten ERC-Projekts ‚Living Poets: A New Approach to Ancient Poetry‘ (www.livingpoets.dur.ac.uk) entstanden ist. Das Interesse an derartigen, naturgemäß von allem Anfang an und dann weiter im Lauf der Tradierung ausgeschmückten, miteinander kombinierten und oft weitergeschriebenen Texten richtet sich erfreulicherweise mit dem neuen Aspekt der Beurteilung als Dokumente der Rezeption nicht so sehr auf die biographischen Fakten und versucht diese, wie oft geschehen, zu harmonisieren und in einen chronologischen Zusammenhang zu bringen, sondern erfolgt unter einem vielversprechenden literaturwissenschaftlichen Aspekt. Ein solcher, verbunden mit Untersuchungen der Texte selbst und der Zusammenhänge, in denen sie stehen, liegt auch zwei weiteren neuen Arbeiten zum Thema zugrunde: Mario B a i e r, *Neun Leben des Homer*. Eine Übersetzung und Erläuterung der antiken Biographien, Hamburg 2013 (diese Arbeit war B a s s i n o bekannt und wurde von ihr besprochen: *Bryn Mawr Classical Review* 2014.09.35) und Peter G r o s s a r d t, *Praeconia Maeonidae magni*: Studien zur Entwicklung der Homer-Vita in archaischer und klassischer Zeit, Tübingen 2016 (von B a s s i n o nicht mehr berücksichtigt). Doch gründet sich jede Interpretation in erster Linie auf eine verlässliche, in ihren Varianten nachvollziehbare Textbasis, und diese wurde von B a s s i n o mit der vorliegenden Edition in umfassender Weise gelegt.

Herbert Bannert

Anne Kolb (Ed.), *Literacy in Ancient Everyday Life*. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2018. IX + 427 S. Ill. ISBN 978-3-11-059188-0; e-ISBN (PDF) 978-3-11-059406-5; e-ISBN (EPUB) 978-3-11-059202-3

Die Hg. legt mit diesem interdisziplinären Band einen wichtigen, in vielen Bereichen sogar unentbehrlichen Arbeitsbehelf und eine in hohem Maße anregende Materialsammlung vor. Das Buch richtet sich an Leser/innen, die sich für die Verbindung von Kultur- und Literaturgeschichte interessieren, v. a. aber an solche, die deren Konnex zu Schriftlichkeit, Alphabetisierung und Analphabetismus in all seinen vielgestaltigen Abstufungen untersuchen. Der Bogen der 18 Beiträge spannt sich geographisch von China und Indien über Ägypten und den

arabischen Raum bis Griechenland und Rom und zeitlich von 3000 v. Chr. bis ins Mittelalter. Ein bei dieser thematischen Vielfalt unentbehrlicher Index und eine konzise Einleitung, die gleichzeitig Zusammenfassung der Ergebnisse ist, rahmen zwei Großabschnitte („A Global Perspective“ und „Roman Empire“), wobei dieser zweite Teil in mehrere Teilabschnitte untergliedert ist („Social Groups“, „Religious Practice“, „Administration“ und „Education“) und so das nahezu endlose Einsatzgebiet von „Literarizität“ – oder enger gefasst: „Schriftlichkeit“ vor Augen stellt. Abgefasst sind die Einzelfallanalysen in englischer oder deutscher Sprache, mehrsprachige Abstracts ermöglichen eine noch breitere Rezeption.

Li Feng eröffnet – nach Anne Kolbs Vorspann „Literacy in Ancient Everyday Life – Problems and Results“ (1–10) den ersten Großabschnitt mit „The Development of Literacy in Early China: With the Nature and Uses of Bronze Inscriptions in Context, and More“ (13–42). Die globale Perspektive, die diesen Teil des Sammelbandes verbindet, vertiefen Harry Falk („The Creation and Spread of Scripts in Ancient India“ [43–66]), Katharina Zinn („Literacy in Pharaonic Egypt: Orality and Literacy between Agency and Memory“ [67–97]), Josef Wiesehöfer („Anmerkungen zu Literalität und Oralität im teispidisch-achaimenidischen Iran“ [99–111]), Irene Madreiter („Der Raum alltäglicher weiblicher Literalität im Achaimeniden-Reich“ [113–141]) und William V. Harris („Literacy in Everyday Ancient Life: From Gabii to Gloucestershire“ [143–158]). Gemeinsam ist all diesen Untersuchungen – wie auch denen, die im zweiten Teil noch folgen – die gute Verständlichkeit auch für fachfremde Leser/innen und der ungemein hohe Anteil an fachlichem Austausch, der m. E. nicht nur dem editorischen Einsatz der Hg. geschuldet ist, sondern vielmehr fruchtbaren Diskussionen im Rahmen der dem Band zugrundeliegenden Tagung („Literacy in Ancient Everyday Life – Schriftlichkeit im antiken Alltag“, Universität Zürich 2016).

Der zweite Teil (zum *imperium Romanum* resp. zur römischen Einflussosphäre) ist ungleich umfangreicher: Den Unterabschnitt, in dessen Zentrum soziale Gruppen stehen, eröffnet Sabine R. Hübner („Frauen und Schriftlichkeit im römischen Ägypten“ [163–178]). Es folgen Michael A. Speidel („Soldiers and Documents: Insights from Nubia. The Significance of Written Documents in Roman Soldiers' Everyday Lives“ [179–200]), Roger Tomlin („Literacy in Roman Britain“ [201–219]) und Kai Ruffing („Schriftlichkeit und Wirtschaft im Römischen Reich“ [221–236]). Die nächsten beiden Beiträge widmen sich religiöser Praxis: Wolfgang Spickermann („Als die Götter lesen lernten: Keltisch-Germanische Götternamen und lateinische Schriftlichkeit in Gallien und Germanien“ [239–260]) und Amina Kropf („Schriftlichkeit in der Schandauberpraxis am Beispiel der vulgärlateinischen *defixionum tabellae*“ [261–286]). Der Bereich der Verwaltung ist durch vier Aufsätze abgedeckt: A. Caballós Rufino („*Monumenta fatiscunt*. Meaning and Fate of Legal Inscriptions on Bronze: the Baetica“ [289–317]), W. Graham Clayton („The Municipalization of Writing in Roman Egypt“ [319–334]), Paul Schubert („Who Needed Writing in Graeco-Roman Egypt, and for What Purpose? Document Layout as a Tool of Literacy“ [335–350]) und Benjamin Hartmann („Schreiben im Dienste des Staates. Prolegomena zu einer Kulturgeschichte der römischen *scribae*“ [351–360]). Die letzten beiden Beiträge sind unter dem Thema der Erziehung resp. Bildung zusammengefasst: Marietta Horster („Geschichte und Geschichten im Alltag“ [363–386]) und Winfried Schmitz („Bedrohte Latinitas. Sprachliche Veränderungen auf spätantik-frühmittelalterlichen Grabinschriften aus dem Rhein-Mosel-Gebiet“ [387–411]).

Eine Fülle von – z. T. auch farbigem – Bildmaterial vertieft und vereinfacht den Nachvollzug des Gebotenen. Den Beiträger/innen gelangt es, ein im besten Sinne lebendiges Bild der im

Zentrum ihrer jeweiligen Untersuchung stehenden Forschungsfrage zu entwerfen. Die Verortung von Schrift und Schriftlichkeit im Alltag der beschriebenen Bevölkerungsgruppen wird mit Händen greifbar – das reicht vom Ausfüllen von antiken Formularen auf Papyrus über die Multifunktionalität von Inschriften auf unterschiedlichen Trägermaterialien bis zum Gender-Aspekt (incl. Gender Gap). Um im Bild zu bleiben: Der Band zeigt überzeugend, wie man sich kultur-, länder- und epochenübergreifend in die (Alltags)geschichte einschreibt. Ihm selbst ist zu wünschen, dass ihm dasselbe für die Gelehrten- und Wissenschaftsgeschichte gelingen möge – verdienen würde er es.

Sonja Schreiner

Dominik Berrens, Soziale Insekten in der Antike. Ein Beitrag zu Naturkonzepten in der griechisch-römischen Antike. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2018. (Hypomnemata. 205.) 459 S. ISBN 978-3-525-31053-3; ISSN 0085-1671

Dominik Berrens legt als Band 205 der altherwürdigen Reihe „Hypomnemata“ ein in mehrfacher Hinsicht bemerkenswertes Buch vor. Die leicht überarbeitete Mainzer Dissertation aus dem Jahr 2016 widmet sich nämlich spürbar mehr als den im Untertitel genannten „Naturkonzepten in der griechisch-römischen Antike“: Das, worüber viel und vielfach geschrieben wurde, wie z. B. die Bedeutung von Bienen für Dichter, hat der Verf. ganz ans Ende seiner umfassenden Studie gestellt und – m. E. völlig zu Recht – auch nur knapp, jedoch hinreichend behandelt. (Denn dazu wurde schon – fast – alles gesagt und geschrieben.) Was Berrens vielmehr über weite Strecken seiner Analyse macht, ist eine in hohem Maße gelungene Verbindung antiken naturkundlichen Wissens, dessen literarischer Verarbeitung in Belletristik und Fachliteratur und moderner Erkenntnisse. Dabei umgeht der Autor explizit die Projektionsfälle und legt Wert darauf, zeitgenössische Termini zu verwenden, wenn es um den vergangenen (und überholten) Wissensstand geht: Wenn also in antiken Texten von einem Bienenkönig die Rede ist, macht er ihn nicht in Anpassung an unser entomologisches Wissen hyperkorrigierend zur Königin und vermeidet damit die Verzerrung antiken Verständnisses durch gewaltsame Angleichung an den modernen *state of the art*.

Ein umfangreiches Abkürzungsverzeichnis zu der Unmenge an verarbeiteten und ausgewerteten Autoren (von Aristoteles über Plinius maior bis Aelian), ein fast 30seitiges Literaturverzeichnis und ein beeindruckender *Index locorum* lassen den Aufwand, der bis zur Fertigstellung dieses Buches investiert wurde, erahnen.

Bestechend ist die systematische Vorgangsweise: Auf eine Einleitung, in der Theorie, Methode, Animal Studies, der Forschungsstand und biologische Grundlagen gleichermaßen abgehandelt werden wie die eigene Fragestellung abgesteckt wird, folgt ein langer Abschnitt zu antiken Artkonzepten unter besonderer Berücksichtigung der Bewertung dessen, was unter „sozialen Insekten“ zu verstehen ist. Hierarchie und Anarchie sind dabei die beherrschenden Gegenpole, wobei eine straffe Gliederung insbesondere als bienentypisch gesehen wird. Den Gegenentwurf stellen die gleichberechtigt(er)en Ameisen dar. Die moralische Integrität der Bienen wird so hoch bewertet, dass die Drohnen z. T. als eigene Art eingestuft werden, weil man Bürgerkriege zwischen Bienen als unvereinbar mit ihrem als tugendhaft und rein bewerteten Leben sah.

Erfreulich viele (und stets mit gut lesbaren Übersetzungen versehene) Zitate aus Originaltexten lassen die behandelten Autoren selbst zu den Leser/innen sprechen. Bei all der Fülle des Materials und den vielen behandelten Aspekten (von der Fortpflanzung über höchst eigenwillige, aber verbreitete Vorstellungen wie die Bugonie bis zu mantischen Fähigkeiten von Insekten) gelingt es B e r r e n s, störende und den Lesefluss hemmende Wiederholungen zu vermeiden. Stattdessen lässt er ein in höchstem Maße spannendes und lesenswertes Gedankengebäude entstehen, das ebenso ausgefeilt ist wie die Architektur, für die Bienen, Wespen und Ameisen verantwortlich zeichnen.

Wer sich für Kerbtiere interessiert und insbesondere dafür, welche Wissens- und Symboltraditionen sich seit der Antike entwickelt haben, was man bereits richtig zuordnete, was man – zumeist gut begründet – missdeutete und welcher Wissenstransfer und -fortschritt erzielt wurde, dem sei B e r r e n s' Buch wärmstens empfohlen, v. a. aber denjenigen, für die (Fach)literatur weniger als künstlerische Hervorbringung interessant ist, sondern als Vektor für Wissensvermittlung und Zeugnis für die Entwicklung menschlichen Denkens: „Soziale Insekten“ zeigt mustergültig, wie *prodesse & delectare* in sinnvoller Kombination mit professioneller Transdisziplinarität funktionieren kann. – Und selbst diejenigen, die sich mehr oder ausschließlich für die (poetische) Symbolik und weniger oder vielleicht gar nicht für die zoologischen Grundlagen interessieren, werden nach der Lektüre dieses schönen Buches zumindest besser verstehen, warum gerade bestimmte Insekten einen so hohen Stellenwert in der Literatur einnehmen: anschließend an die zum geflügelten Wort gewordene mahnende Aussage des ganzheitlich denkenden Naturforschers Plinius am Beginn des 11. Buches der *Naturalis historia*, wo er sagt, dass die Perfektion der Natur in den ganz kleinen Dingen am bemerkenswertesten ist und es an der Beschränktheit des Menschen liegt, den Fokus dementsprechend zu justieren, damit er nicht länger nur für große und starke Tiere Bewunderung hegt und den kleinen keinerlei Beachtung schenkt.

Sonja Schreiner

Leonhard S c h u m a c h e r, Historischer Realismus. Kleine Schriften zur Alten Geschichte, herausgegeben von Frank B e r n s t e i n, mit Abbildungen, einem Vorwort des Herausgebers und einem Schriftenverzeichnis. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2018. (Studien zur Alten Geschichte. 26.) XII + 341 S. Ill. ISBN 978-3-946317-24-1

Einem geehrten Kollegen eine Festschrift zu widmen oder, wie im vorliegenden Fall, eine Auswahl aus seinen Schriften zu präsentieren, sollte eigentlich keiner Entschuldigung bedürfen. Möchte man glauben. Nicht so hier, wo sich der Hg. zu erklären bemüht, warum man sich trotz der Möglichkeiten der omnipräsenten Verfügbarkeit offenbar jedweden (auch jahrzehntelang zurückliegenden?) Schrifttums in den elektronischen Medien zu diesem Schritt entschlossen habe, und geradezu rührend ist sein Versuch, den „historischen Realismus“ den er – zu Recht – im Sinn von Ranke seinem Autor zuschreibt („und doch will er wissen, wie es wirklich war“, XI), von dem Verdacht zu befreien, es handle sich, *horribile dictu*, vielleicht um einen positivistischen Denkansatz. Die deutsche Geschichtswissenschaft, der wir immerhin den Historismus verdanken (von dem wir gerade, aber nicht nur in den Altertumswissenschaften noch immer zehren), hat sich in den letzten Jahrzehnten selbst einen ebenso unverständlichen wie unerträglichen Rechtfertigungsdruck auferlegt, der uns immer wieder daran hindert, erfolgreich

zu arbeiten. Kein Forschungsprojekt und fast keine Dissertation haben Chancen auf Bewilligung, wenn ihrer Thematik nicht tunlichst ein gesellschaftspolitisches oder sonstwie wissenschaftstheoretisches Mäntelchen umgehängt werden kann. Noch auf dem hinteren Umschlagtext unseres Buches werden wir belehrt, dass Schumacher „historische Forschung als Beitrag zum Verständnis der Gegenwart und als Schutz vor überwältigender Überredung“ begreife. So gesehen müsste dem Buch weite Verbreitung in allen Wählerschichten gewünscht werden.

Es ist für den Rez. keine ganz einfache Aufgabe, zu wissenschaftlichen Arbeiten Stellung zu nehmen, die teilweise schon seit Jahrzehnten bekannt sind. Ob man dem Autor (oder dem Hg.) in einem solchen Fall die Aufgabe zumuten darf, vielleicht zusätzliche Überlegungen oder neuere Literatur nachzutragen, wollen wir unentschieden lassen und uns über die insgesamt gelungene Präsentation durchaus wichtiger Untersuchungen freuen. Die vorliegenden Aufsätze sind (nach ihrem Inhalt) chronologisch geordnet und umspannen einen weiten Bogen von Themistokles und Pausanias bis in die Spätantike, gefolgt von einem Vergleich zwischen antiker und moderner Sklaverei und einem weiteren zur Vereinnahmung des Phänomens „Augustus“ durch die faschistische Propaganda in Italien. Die erste Arbeit zu den Schicksalen von Themistokles und Pausanias (1–28) ist eine sorgfältige Analyse des vielbehandelten Exkurses Thuk. 1,128–138. Ein wenig polemisch will mir die Formulierung erscheinen, dass Themistokles seine letzten Lebensjahre von Athen geächtet als persischer Vasall „fristete“ – immerhin als Chef westkleinasiatischer Satrapien, was ihn vor den ärgsten Sorgen um sein tägliches Brot bewahrt haben dürfte (3). Die Arbeit zum Herrschaftsverständnis Philipps II. von Makedonien (29–50) zeigt, dass Schumacher auch mit numismatischem Material umzugehen weiß; dass die Abbildungen jetzt deutlich kleiner ausgefallen sind als in der Originalpublikation (Historia 39, 1990, 444f.), ist bedauerlich (49f.: Münzen sollten grundsätzlich 1:1 abgebildet und bei Ausnahmen der Maßstab angegeben werden). Beim nächsten Beitrag über die Rolle Makedoniens bei der Vorstellung einer Abfolge von Weltreichen (51–69) findet sich auch ein Hinweis auf das Buch Daniel im AT (das Schumacher richtig in die Periode des Hellenismus setzt, 53–55) – ein Wissen, das auch für einen Althistoriker vielleicht nicht ganz selbstverständlich ist. Mit dem bewusst gewählten Titel „Oktavian und das Testament Caesars“ (71–91) korrigiert Schumacher den verfehlten Ansatz Schmitthenners, es habe sich bei der Adoption (selbstverständlich: Adrogation) nur um eine *condicio nominis ferendi* gehandelt. Diese Meinung hat viel Unsicherheit hervorgerufen; ich habe selbst bei einem Symposium unter Rechtshistorikern in der Tat die Ansicht vertreten hören, dass die Adoption Oktavians (durch den *pontifex maximus* Caesar!) ungültig gewesen sei, weil kein *pontifex* dabei mitgewirkt habe. Anders als Schumacher bin ich aber mit Rudolf Düll der Meinung, dass es sich bei der *lex curiata* des Jahres 43 vor allem um einen Demonstrationsakt gehandelt habe (87 Fußnote 40), allenfalls auch, um eine latente gegnerische Propaganda (Antonius?) ein für alle Mal zum Schweigen zu bringen. Zu dem „immateriellen Gut“, das mit dem Übertritt in die *gens Iulia* verbunden war (89), gehörte vor allem auch die Verpflichtung zur Verfolgung der Mörder seines „Vaters“. Der nächste Beitrag behandelt die imperatorischen Akklamationen der Triumviratszeit (93–126), die zum späteren Gebrauch in der Kaiserzeit überleiten, als dann nur mehr der Kaiser als einziger Träger eines unabhängigen *imperium* (und der Kompetenz zur Einholung der *auspicia*) eine imperatorische Akklamation erhalten konnte. Die damalige Publikumswirksamkeit eines solchen Aktes gerade für den jungen Caesar, der sich seiner militärischen Defizite durchaus bewusst war, sollte dabei nicht außer Acht gelassen werden. Ein Versehen muss sein, dass „abgesehen von der Donaugrenze keine größeren militärischen

Aktionen in ‚senatorischen‘ Provinzen stattfanden“ (118) – an der Donau gab es keine ‚senatorischen‘ Provinzen.

Wenig überzeugend scheint dem Rez. die Grundthese des folgenden Beitrages (127–144) zu sein, nach dem im frühen Prinzipat Senat und Volk (in dieser Reihenfolge?) bei der Kaisererhebung entscheidend gewesen wären und erst an dritter Stelle das Heer gekommen wäre. Natürlich ist der gleich eingangs zitierte Satz bei Mommsen überspitzt formuliert (STR II³, 844), aber auch wenn es am Anfang (bewusst) nicht deutlich gemacht worden ist: Der römische „Prinzipat“ war eine Militärdiktatur, in der die eigentliche Entscheidung bei der Armee oder ihren Kommandanten lag. Selbst Tiberius besaß beim Tod seines Vorgängers (wie übrigens hundert Jahre später auch Hadrian) bereits das *imperium proconsulare*, den militärischen Oberbefehl, und hätte bei einer anderen Entscheidung von „Senat und Volk“ zu keinem Verzicht gezwungen werden können. Hinter der Proklamation von Caligula, Claudius und Nero steht die Garde, und vollends im Jahr 69 war das Geheimnis offenbar geworden, *posse principem alibi quam Romae fieri* (Tac. *hist.* 1,4). Dem Senat blieb nichts weiter übrig, als diesen manchmal unangenehmen *fait accompli* durch formelle Beschlüsse nachzuvollziehen, und noch weniger vermochte die Volksversammlung daran etwas zu ändern. Wenn Otho Volk und Senat als die entscheidenden Instanzen bei der Herrschaftsübertragung nennt – was er in dieser Deutlichkeit übrigens gar nicht tut (139) –, dann ist das eine ihm von Tacitus in den Mund gelegte Ideologie, aber nicht die Realität. Einer schwierigen Frage widmet sich der nächste Abschnitt, wie ein römischer Kaiser formell *pontifex maximus* wurde (145–154), und S c h u m a c h e r nimmt – nach dem Muster der „Wahlen“ zu den Arvalbrüdern – an, dass dies wenigstens in einigen Fällen in eigenen *comitia* erfolgt wäre, was wieder zu der Frage führt, welche Funktion diese (außer vielleicht der *renuntiatio* der im Senat gewählten Beamten) in der Kaiserzeit nach Tiberius überhaupt noch gehabt haben. Ein Junktim zwischen dem Titel *pater patriae* und dem Oberpontifikat (151) halte ich für ausgeschlossen. „Seit der Erhebung des Caligula war der Oberpontifikat regelmäßig in dem die Herrschaft konstituierenden Beschluss des Senats enthalten“, sagt S c h u m a c h e r in seiner Zusammenfassung (154). Genau das haben wir aber eigentlich immer schon als selbstverständlich angenommen.

Es ist wohl nicht die Aufgabe des Rez., Druckversehen zu monieren, aber bei der Einleitung des schönen Aufsatzes zum „Ehrendekret für M. Nonius Balbus aus Herculaneum“ (155–177) sind drei Zeilen doppelt (155, nicht so in der Originalpublikation Chiron 6 [1976], 165), andererseits ist von den berühmten „letzten Worten“ des Kaisers Claudius „*puto concacavi me*“ (*Apocol.* 4,3) ein Teil des Inhalts verloren gegangen (284, so allerdings auch schon in der Originalpublikation), und der in der Inschrift des Ti. Claudius Maximus (AE 1974, 589) genannte Ort des Dakerkrieges heißt *Ranisstorum* (254). Auch hier eine falsche Schreibung schon in der Originalpublikation, doch hätten solche Versehen bei einem Neudruck korrigiert werden können. Die „Inschriften“ [= Römische Inschriften. Lateinisch/Deutsch. Ausgewählt, übersetzt, kommentiert und mit einer Einführung in die lateinische Epigraphik, Stuttgart: Reclam 1988] des Verf. 254 Nr. 187 haben die richtige Namensform). S c h u m a c h e r diskutiert ausführlich die Ehrungen, die dem Mann zuteilwerden sollten. Die Aufstellung eines Ehrenstuhles will mir in der Orchestra weitaus wahrscheinlicher vorkommen als in einer Loge, wo er sicherlich nicht ebenso gut gesehen werden konnte (167f.). Der Beitrag „Hausgesinde – Hofgesinde“ (179–202) beschäftigt sich mit der Frage, wieweit das Personal am Kaiserhof aus dem (ursprünglich privaten) Haushalt des Herrschers stammte oder ihm „von staatlicher Seite“ zur Verfügung gestellt wurde. Wir können, glaube ich, zuversichtlich davon ausgehen, dass diese Bereiche nahtlos ineinander übergangen. Warum die Angehörigen der *familia Caesaris* in der Regel

Fremde (Sklaven und Freigelassene aus Gebieten außerhalb Italiens?) gewesen sein sollen, verstehe ich nicht (182). Gerade der Begriff der *familia*, der das gesamte Hauswesen beispielsweise eines altrömischen Landwirtes, aber auch eines Senatorenhaushaltes umfasste, scheint mir *ex definitione* dagegen zu sprechen. Auch das „Gesinde“ eines neuzeitlichen Großbauern bestand gewiss nicht nur aus Wanderarbeitern und Tagelöhnern. Interessant sind die Hinweise auf das Entstehen und die ursprüngliche Verwendung des Begriffes *aula* – „(Kaiser-)Hof“ (183f.). Im Beitrag „Staatsdienst und Kooptation“ (203–223) beschäftigt sich Schumacher mit den sozialen Aspekten der Zugehörigkeit zu den obersten Priesterkollegien und deren Rangordnung, ein Gegenstand, der ihm seit seiner Dissertation vertraut ist. Dass die Kooptation, die „Selbstergänzung“ durch die hohen Herren nach Eintritt einer Vakanz nur eine Fiktion war, weil die Entscheidung beim Kaiser lag, zeigt Plin. *ep.* 10,13. Wie fast immer benützt Schumacher das gestellte Thema, um daran weiterführende Erörterungen zu knüpfen, so hier die Analyse einer Inschrift des Herodes Atticus (216–223). Einen entscheidenden Aspekt der turbulenten Jahre 193–197 n. Chr. behandelt Schumacher mit seiner Untersuchung der politischen Stellung des D. Clodius Albinus (225–248), dem er – wie selbstverständlich auch Septimius Severus – ein *imperium proconsulare* zuschreibt. Adoptiert wurde er hingegen nicht; Septimius Severus wird aber auch nicht ernsthaft geglaubt haben, dass Albinus seine Söhne für die Nachfolge aufbauen würde, wenn ihm im Kampf gegen Pescennius Niger etwas zustoßen sollte (228, 238). Dass die *legio X Gemina* in Vindobona sich „zu wenig spontan“ zum Treueeid für Septimius Severus entschlossen habe, ist die übliche Erklärung für das Fehlen dieser Legion in der Münzprägung; aber wer immer die Ausrufung des Septimius Severus in Carnuntum betrieben haben mag, wird, wie ich bei einer früheren Gelegenheit schon einmal deutlich zu machen versucht habe, doch v. a. die Zustimmung der nur wenige Kilometer entfernten Nachbargarnison eingeholt haben. Von eher lokaler Bedeutung ist eine moderne Gedenktafel in Mainz-Bretzenheim zur Erinnerung an die Ermordung des Severus Alexander im Frühjahr 235 (249–268); einleuchtend die Erklärung der *sicilia* (wo der Mord stattgefunden haben soll) als kaiserliches Prunkzelt. Auch die Selbstironie des Autors (264) verstehen wir durchaus. (Dass in der Originalpublikation im unmittelbaren Anschluss ein Artikel von Astrid Böhm-Schönberger folgt – Mainzer Zeitschrift 99 [2004], 11–16 –, der mit direktem Bezug auf Schumacher zu einem ganz gegenteiligen Ergebnis kommt, ist zumindest originell. Wenigstens hier aber hätten wir zum Wiederabdruck eine Stellungnahme oder ein Wort der Erklärung erwartet). Überzeugend wieder seine Untersuchung zur Apotheose des Herrschers in der Spätantike (269–287), weil sich hier das Problem ergibt, wie dies bei einem christlichen Herrscher und in einem christlichen Umfeld verstanden werden sollte. Für Christen war es offenbar Ausdruck dafür, dass der verstorbene Kaiser in den Himmel aufgenommen worden war; die Verbindung zu den späteren Heiligsprechungen ist offenkundig. Gegen die „Milvische (richtig Mulvische) Brücke“ (269) führt der Rez. schon seit Jahren einen vergeblichen Kampf (lat. *pons Mulvius*. Wir sagen auch „Sulla“ und nicht „Silla“). Die beiden letzten Abschnitte wurden schon oben erwähnt, und am Ende gibt es noch ein Schriftenverzeichnis des Geehrten.

Ein nützliches Buch, das uns einen wichtigen Autor mit vielen Einzelbeobachtungen wieder in Erinnerung ruft, und es uns ermöglicht, ihn als eine durchaus originelle Forscherpersönlichkeit zu begreifen. Trotz – oder wegen – seines doch deutlichen Naheverhältnisses zu einem – positiv verstandenen – wissenschaftlichen Positivismus.

Ekkehard Weber

Ailianos, Tierleben. Griechisch-deutsch. Herausgegeben und übersetzt von Kai Brodersen. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2018. (Sammlung Tusculum.) 864 S. ISBN 978-3-11-060932-5; e-ISBN (PDF) 978-3-11-061008-6

Kai Brodersen hat seit einiger Zeit die verdienstvolle Aufgabe übernommen, für die *Tusculum*-Bücherei eine ganze Reihe von sehr spezifischen Texten zu Tieren zu bearbeiten. Gemeinsam ist ihnen der Ursprung in der griechischen Literatur, wenngleich aus sehr unterschiedlichen Epochen. Auf die beiden von der Rez. schon besprochenen ebenso ansprechenden wie empfehlenswerten Bände „Ross und Reiter“ und „Jagd und Jagdhunde“ (Wiener Studien – Rezensionen, Band 131 [2018], 61–62 und 62–63; doi:10.1553/wst131_rezs56) hat er nun Ailians „Tierleben“ folgen lassen: Der Band ist für sich allein so umfangreich wie die beiden zuvor genannten zusammen und nicht minder inhaltsschwer. Standen bisher Traktate zum Umgang mit Tieren im Zentrum, sind nun im enzyklopädischen Ausmaß Geschichten über real existierende Tiere und Fabelwesen ins Zentrum des Interesses gerückt. Brodersen hat einen Sprung über mehrere Jahrhunderte gewagt – und in ein komplett anderes Genos: In nicht weniger als siebzehn Büchern stellt Ailian das zoologische Wissen seiner Zeit zusammen, wobei er sich häufig auf anerkannte Autoritäten und auf eine Vielzahl von Quellen beruft, die der Hg. in seiner knappen Einleitung Revue passieren lässt. Claudius Aelianus ist der Mustertyp des hellenisierten Römers, eines Gelehrten des 2. Jh., der sich bewusst dafür entschied, nicht in seiner Alltagssprache Latein zu publizieren, sondern in der *lingua franca* der Wissenschaft, dem Griechischen. Den konzisen Rahmen- und Paratexten ist deutlich zu entnehmen, dass sich die Ausgabe sehr bewusst als hübsche Leseausgabe für an Zoologie und Wundererzählungen Interessierte richtet: Wie wäre es sonst zu erklären, dass eigens darauf hingewiesen wird, dass es keine Autographe gibt? Einen ausführlichen Kommentar sucht man vergeblich, findet aber eine Fülle von knappen und hilfreichen Erklärungen in der deutschen Übersetzung, wozu auch weiterführende Stellenangaben gehören, Nachweise von Querverweisen oder die eine oder andere Notiz, dass sich von Ailian angedeutete Quellen nicht verifizieren lassen. Eine Kapitelkonkordanz zwischen alten und neuen Ausgaben, ein gut sortiertes Literaturverzeichnis und ein Register, das die Suche nach einzelnen Spezies im Primärwerk enorm erleichtert, rundet den schönen Band ab: V. a. das zuletzt genannte Hilfsinstrument ist in seiner praktischen Utilitarität nicht zu unterschätzen, ist es doch ein Spezifikum Ailians, nicht alles, was er über ein Tier weiß, an einer Stelle seines Werke gebündelt zu präsentieren, sondern vielmehr aufgeteilt auf viele kleine Portionen zu präsentieren; dieses Stückwerk, diese Mosaik- oder Puzzletechnik lenkt den Leser und macht Lust auf mehr: Brodersens Querverweise in der Übersetzung und das Register ergänzen einander somit geradezu idealtypisch.

Das nicht zu unterschätzende Verdienst des vorliegenden *Tusculum*-Bandes ist die Erschließung eines lesenswerten Autors für ein breiteres Publikum, für eine heutige Leser/Innenschaft – und das in einer Zeit, in der die Aufbereitung fachliterarischer Texte im engeren und weiteren Sinn weit mehr ist als eine philologische Mode: Die Beschäftigung mit Texten, die außerhalb der Belletristik die Sicht des antiken Menschen auf die Welt im allgemeinen und seine Umwelt und Mitgeschöpfe im Besonderen ermöglicht, hilft beim Verständnis dessen, was antike Zivilisation, Kultur und Selbstverständnis ausmacht, letztlich auch beim Begreifen, warum wir geworden sind, wie wir (geworden) sind – und dazu gehörte zu Ailians Zeiten (und weit darüber hinaus) entschieden mehr als geerdete, messbare Wissenschaft: ja, ohne ein gerüttelt Maß an „Wunderbarem“ war griechische und römische *science* schier undenkbar.

Sonja Schreiner

Mario Baumann - Susanne Froehlich (Hg.), Auf segelbeflügelten Schiffen das Meer befahren. Das Erlebnis der Schiffsreise im späten Hellenismus und in der Römischen Kaiserzeit, herausgegeben in Zusammenarbeit mit Jens Börstinghaus. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2018. (Philippika. Altertumswissenschaftliche Abhandlungen – Contributions to the Study of Ancient World Cultures. 119.) IX + 416 Seiten, mehrere (teilweise farbige) Abb., eine Faltkarte. ISSN 1613-5628; ISBN 978-3-447-10971-0

Für einen notorischen Binnenländer – es ist jetzt gerade 100 Jahre her, dass Österreich seinen Zugang zum Meer verloren hat – mag es ein kühnes Unterfangen sein, hier einen Band vorzustellen, der eben dieses und die Seefahrt zum Inhalt hat. Allerdings nur indirekt, denn der Gegenstand sollten weniger die Seereisen an sich sein, sondern die Reflexionen beim Betrachter (oder der Betrachterin), die das Meer und die Seefahrt und natürlich ihre Gefahren in der Literatur hinterlassen haben. Auch wenn sich das nicht immer deutlich scheidet lässt: Es geht um „das Erlebnis der Schiffsreise als kulturelles Phänomen“ (1). Der schöne Band ist das Ergebnis einer Tagung, die 2016 in einem Schloss bei Gießen stattgefunden hat, und vereinigt sechzehn durchaus eindrucksvolle Referate und zwei weitere Beiträge, die nachträglich noch dazugewonnen wurden.

Die Herausgeberin und der Herausgeber haben in ihrer Einleitung bereits eine Zusammenfassung der einzelnen Beiträge vorgelegt und damit eine wesentliche Aufgabe des Rez. vorweggenommen. Es soll daher hier nur auf Einiges hingewiesen werden, v. a. gleich am Anfang der Einleitung (1) auf die „namengebende“ Inschrift CIL 11,60 (Brundisium) mit dem Bekenntnis eines Verstorbenen *navibus velivolis magnum mare saepe cucurri* – „oft habe ich auf segelbeflügelten Schiffen das weite Meer durchgeilt“. Nützlich ist dann die erste Untersuchung zur Seetüchtigkeit römischer Handels-(und Passagier-)Schiffe (Thomas N. Kirstein – Sebastian Ritz – Alwin Cubasch, 15–36), die den durchschnittlichen Leser wie den Rez. allerdings mit einer Fülle an technischen Details überfordert. Wir erfahren aber, dass diese Schiffe weitaus sicherer waren, als man nach den vielen Berichten über Schiffskatastrophen annehmen würde, und verweisen diese damit weitgehend (seit Homer) ins Standardrepertoire einschlägiger „Seemannsgarne“. Stets präsent muss allerdings die Seekrankheit mit ihren Begleiterscheinungen gewesen sein, die die Betroffenen auch noch im Nachhinein alle Widrigkeiten weitaus stärker empfinden ließ. Es waren aber nicht die Römer, die erstmals Leuchttürme erbauten (20); der in vielen Sprachen namengebende, berühmte Leuchtturm auf der Insel Pharos vor Alexandria entstand schon am Beginn des 3. Jh. v. Chr. Dass auch Frauen zur See reisten, hätten wir logischerweise zwar angenommen, bekommen es aber durch einen entsprechenden Beitrag – einschließlich der sich dadurch ergebenden erotischen Möglichkeiten und sonstiger Probleme – demonstriert (Nicola Zwingmann, 37–65. Mit dem offenbar wenig schmeichelhaften Begriff „Gurkentruppe“ [48] vermag ich allerdings nichts anzufangen). Dass Cicero kein großer Seereisender war, haben wir eigentlich auch schon gewusst (Yasmina Benferhat, 67–80; Marcus Hellwing, 81–96). Die „christliche Seefahrt“ vertritt vielleicht nicht der beste (warum nicht?), wie von kompetenter Seite zu erfahren war, so doch jedenfalls der schönste Beitrag (wohl wegen der Farbaufnahmen) über den Apostel Paulus (in seinem unverwechselbaren Stil Peter Pilhofer, 97–115). Hier kann gleich die zweite Arbeit zu diesem Gegenstand angefügt werden (Karl Matthias Schmidt, 229–254): Es ist erstaunlich, welche Mühe sich die Theologie geben muss, wie auch aus der beigegefügten umfangreichen Biblio-

graphie zu erkennen ist, um das einfache Faktum zu erklären, dass Paulus von Malta (oder von wo immer) weg mit einem Schiff aus Alexandria reist, *παρασχήμω Διοσκούροις* – „unter dem Zeichen der Dioskuren“ (Apg 28,11). Es mag schon sein, dass bis in die Gegenwart Fundamentalisten jedweder Observanz es ablehnen, ein fremdes – in diesem Fall heidnisches – religiöses Symbol zu akzeptieren, aber wenn Paulus das schon getan hat (schlimm genug, aber er hatte wohl keine andere Möglichkeit, denn er war ja immer noch Strafgefangener), warum hat der Wir-Erzähler dieses anstößige Detail nicht einfach weggelassen? Die Lösung ist ebenso einfach: Es ist ein Authentizitätsnachweis; dieses unwesentliche, aber realistisch wirkende Detail beweist nach der Intention des Erzählers (wie auch der zuvor genannte Vorname des „landowners“ Publius), dass die Geschichte echt und nicht erfunden ist. Zu den „Schutz- und Geleitvorstellungen“, bei denen uns die Damen Aphrodite, Venus, die Königin Arsinoë und vor allem Isis vorgeführt werden (Bernadette Descharmes, 191–208), ließe sich aus christlicher (nur katholischer?) Sicht auch die *stella maris* Maria hinzufügen, die zu Isis ja auch ein ikonographisches Naheverhältnis hat und für die dieser Ehrentitel, wohl in der Nachfolge der Venus als Abendstern, seit dem Frühmittelalter belegt ist.

Das Thema bringt es mit sich, dass viele Beiträge aus dem Bereich der klassischen Philologie und Literaturwissenschaft kommen. Immer wieder werden wir auf die Parallelität von Seefahrt und Dichtung hingewiesen, bis zum skurril-tragischen Fall des Eumolpus Petrons, der sowohl mit seinem Epos, das er nicht fertigbringt, wie mit dem Schiff, dessen Führung er übernehmen will, scheitert (Ulrike Egelhaf-Gaiser, 329–350). Schwieriger zu verstehen sind schon die Querverbindungen zwischen dem See- und dem Landmann in Vergils *Georgica*, außer dass beide das Wetter beobachten müssen (Christian D. Hab, 273–297). Ihm und anderen Vertreterinnen und Vertretern eines auffallend präzentösen, gleichsam „asianischen“ Stils sei aber der in diesem nautischen Zusammenhang so passende Rat Caesars ans Herz gelegt, *tamquam scopulum, sic fugias inauditum atque insolens verbum* (Gellius, *noct. Att.* 1,10,4). Was unter einer „*metasemiotischen* Ebene“ (zum Unterschied von einer „*diegetischen*“, 277) zu verstehen ist, sollte einem mit literaturanalytischer Terminologie nicht unbedingt vertrauten Publikum unter Hinweis auf weiterführende Literatur kurz erklärt werden (s. A. Toth, Systeme, Teilsysteme und Objekte IU-IV, *Electronic Journal for Mathematical Scientists* 2012: freundlicher Hinweis von Kurt Smolak).

Manches könnte noch hervorgehoben werden, wie die eindrucksvolle Analyse des Hymnus an Oceanus *Anth. Lat.* P,718 R. (Boris Dunsch, 171–190), den er für den Teil eines Lehrgedichtes hält, oder den vielleicht gar nicht so langweiligen (und seereisenden) Aelius Aristides (Jens Börstinghaus, 209–227), dem er, wenn auch sehr vorsichtig, die Inschrift IvP III 145 (Pergamon) zuschreiben möchte. Einzelne Beiträge passen dafür nur etwas mühsam in das gestellte Rahmenthema. So muss Plinius d. Ä. bildlich „eine Schiffsreise auf der Welt des Wissens“ unternehmen (Nina Minda, 353), und von einer „berühmten Seereise Alexanders“ im Rahmen des Indienfeldzuges habe ich bisher nichts gewusst (356 und 358. Gemeint ist wohl die Expedition des Nearchos; Alexander selbst hat mit seiner Flotte nur Kreuzfahrten auf dem Euphrat unternommen: Arrian, *anab.* 7,7,1 und Plutarch, *Alexander* 73,2). Beeindruckend sind dafür immer die umfangreichen Bibliografien am Ende jedes einzelnen Beitrages. Dem materialreichen und außerordentlich informativen Band sind ein „Verzeichnis der Autorinnen und Autoren“ (385–387) und ein sehr nützliches Sach- und Stellenregister (391–416) beigegeben.

Ekkehard Weber

Cristian Criste, *Voluntas auditorum*. Forensische Rollenbilder und emotionale Performanzen in den spätrepublikanischen *quaestiones*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2018. (Kalliope. Studien zur griechischen und lateinischen Poesie. 15.) 404 S. ISBN 978-3-8253-6907-1

Cristian Criste's überarbeitete Dissertation (LMU München 2015) passt durch ihre Themenstellung auf den ersten Blick nicht unbedingt in eine Reihe, die sich Dichtung widmet. (Eine Rückschau auf die bisherigen Bände zeigt jedoch, dass Prosa bereits in den Bänden 1–14 prominent vertreten ist.) Zudem ist die Fragestellung ansprechend und herausfordernd durch Fokus und Perspektive: Der Verf. schreibt nämlich sämtlichen Akteuren bei und vor Gericht (ver)fest(igt)e „forensische Rollenbilder“ zu, rückt Auswirkungen und Folgen von Emotionen(theorien) und Erwartungshaltungen in den Vordergrund und stellt dadurch die *quaestiones* in ein stark formalisiertes Umfeld. Eine umfangreiche Bibliographie und ein mit Bedacht zusammengestelltes Quellen- und Sachregister helfen bei der Benützung der durch die Anwendung (moderner) kommunikationstheoretischer Modelle hochkomplexen Monographie.

Gegliedert ist die Studie in zwei große Teile („Forensische Rollenbilder“ und „Emotionale Performanzen“), die ihrerseits in eine Fülle von systematisch entwickelten und stark aufeinander bezogenen Unterkapiteln aufgefächert sind; an der überwiegenden Mehrzahl dieser Abschnitte werden die bestimmenden beiden *Factes* des Verf. deutlich – einerseits seine Vorliebe für die praxisorientierte Anwendung (literatur)theoretischer Konzepte, andererseits für Cicero, den (Gerichts)redner *par excellence*: In einer fast vierzig Seiten umfassenden Einleitung versucht Criste die wissenschaftsgeschichtliche und methodische Basis dafür zu legen, um dann mit einem „Intra disziplinäre[n] Präludium“ zur *quaestio*, den „[k]ulturellen Rahmenbedingungen des römischen Prozesses“ und der ebenso altbekannten wie vieldiskutierten Frage der „Relevanz der publizierten Fassungen“ neu anzusetzen. Zu Beginn von Teil 1 wagt er in einem „Intra disziplinären Präludium“ eine Verknüpfung moderner Theorien und antiker Prozessrealität, indem er „Normen, Rollen und die antiken Pendant“ in den Blick nimmt.

In der gebotenen Ausführlichkeit nimmt der Verf. Stellung zu *patronus* und *accusator*, die er gemäß seinem Ansatz (nicht unzutreffend) „Hauptdarsteller der Gerichtsverhandlung“ nennt. Als aussagekräftiges Musterbeispiel zieht Criste wiederholt die *Rosciana* (aber auch eine Fülle anderer Reden) heran. (Störend ist, dass die [elliptische] Formulierung „im *de officiis*“ häufig wiederkehrt und augenscheinlich jede Redaktionsstufe überdauert hat.)

Die – auf Basis der Performanz – von Criste postulierte Nähe (und Parallele) zum Theater spiegelt sich auch im Aufbau seiner eigenen Arbeit, ein durchaus reizvoller Kunstgriff, eröffnet er doch Teil 2 mit einem „Intermezzo“ zu „Gefühle[n] in der Geschichte“, entwickelt und ausgefaltet an den Rhetoriktheorien von Aristoteles und (abermals) Cicero, um der „Affektivität“ schließlich „normative Bedingtheit“ zu attestieren: *verecundia*, *pudor*, *timor* und *metus* haben – naturgemäß – besondere Bedeutung für das weite Feld „Emotionen und forensische Praxis“.

Am Ende jedes der beiden großen Teile zieht Criste ein Fazit: zunächst zum „Sinn der spätrepublikanischen *quaestiones*“, dann zur „emotionale[n] Reproduktion der Sinndeutungen“. Damit löst er nicht nur *lege artis* sein Versprechen ein, Antworten auf die Forschungsfragen zu geben, die ihn an- und umtreiben, sondern bietet auch brauchbare Zusammenfassungen seiner Detailrecherchen für (eiligere) Leser/innen.

Sonja Schreiner

Victoria Rimell - Marcus Asper (Hg.), *Imagining Empire. Political Space in Hellenistic and Roman Literature*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2017. (Bibliothek der Klassischen Altertumswissenschaften. N.F. 2. Reihe. 153.) X + 264 S. ISBN 978-3-8253-6754-1

Im Rahmen des Exzellenzclusters „Topoi II: The Formation and Transformation of Space and Knowledge in Ancient Civilizations“ fand im Mai 2013 an der Humboldt Universität in Berlin eine Konferenz zum Thema „Imagining Spaces of Empire“ statt. Die dort gehaltenen Referate werden in dem vorliegenden Band, ergänzt um den letzten Beitrag, in überarbeiteter Form wiedergegeben.

Wie Victoria Rimell in ihrer Einleitung („You Are Here: Encounters in Imperial Space“) festhält, ist in der Methodik geistes- und sozialwissenschaftlicher Forschungen während der 2. Hälfte des 20. Jh. eine Wende von der Geschichte (oder Zeit) zum Raum – ein *spatial turn* – zu beobachten, wobei es keineswegs darum ging, die beiden Dimensionen strikt voneinander zu trennen – ebensowenig wie den virtuellen Raum vom realen. (In der vom Cambridger Soziologen Mark Carrigan zusammengestellten Liste von insgesamt 47 im 20. Jh. propagierten *turns* nimmt der *spatial turn* die zehnte Stelle ein: <https://markcarrigan.net/2014/07/13/can-we-have-a-turn-to-end-all-turns/> [08.04.2019].)

Das neue, nicht mehr statistisch-zeitlose Raumkonzept hat eine breite interdisziplinäre Diskussion (unter Einbeziehung der *postcolonial studies*) ermöglicht, die bis zur Wirkung antiker Raum- und Machtverhältnisse auf spätere Epochen führt. Vor diesem Hintergrund ist es das Ziel des vorliegenden Bandes, zum Studium von Raum(konzepten) in der Klassischen Philologie unter Berücksichtigung narratologischer Ansätze beizutragen, wobei politischen und geopolitischen Implikationen besonderes Augenmerk gilt. Rimell betont die Breite des dargebotenen Spektrums: „New understandings of space, approached differently by each of the contributors, prompt fresh perspectives on the relationship between content and form, text and world: the volume as a whole implicitly reframes the study and interpretation of ancient texts as the process of entering into a series of open-ended encounters or conversations which may impact on our experience of modern as well as ancient worlds.“ Dennoch soll im Folgenden versucht werden, die wichtigsten Ergebnisse der einzelnen, grob chronologisch (!) angeordneten Beiträge kurz zusammenzufassen.

Gleich im ersten Beitrag macht Susan Stephens („The Geopolitics of Imagining Ancient Alexandria“) deutlich, wie sehr auch wissenschaftlich fundierte Annahmen von deren geopolitischen Voraussetzungen abhängen können. So erscheint die Gründung der Stadt Alexandria, ihrer Tempel und der Bibliothek im Rahmen ägypt(olog)ischer Forschungen in wesentlich anderem Licht als in der westlichen Altertumswissenschaft. Während letztere alle Initiativen von griechischen Zielsetzungen ausgehen und in einem zuvor leeren Raum wirken lässt, sehen erstere ein behutsames Anknüpfen an bestehende Einrichtungen und an die Traditionen einer ansässigen Bevölkerung durch die ersten Ptolemäer.

Benjamin Acosta-Hughes („The Homeric Shore of Alexandria: A Narrative of a Culture in Motion“) zeichnet anhand einer Reihe von literarischen Zeugnissen (aus oft wesentlich späterer Zeit) das Bild eines antiken Alexandria, in dem altägyptische Elemente mit griechisch-makedonischen zu einer neuen Welt verschmelzen. Diese Entwicklung, die sich in einer Reihe von Mythen wie z. B. um Helena und die Dioskuren (mit Ansätzen im vierten Buch der *Odyssee*) manifestiert, wurde von den frühen Ptolemäern in diversen Institutionen gefördert

und durch öffentliche Bauten verdeutlicht. Später kamen noch römische Elemente hinzu, und schließlich finden sich auch in Rom selbst Zeichen eines entsprechenden kulturellen Synkretismus.

William G. Thalmann („Space and the Imperial Imaginary in Apollonius’ *Argonautika*“) eröffnet eine post-koloniale Perspektive, indem er die *Argonautika* als eine Geschichte der griechischen Kolonisation liest: Die Argonauten wirken, wie später die Griechen, sowohl als Eroberer als auch als Schutzmacht und Kulturbringer, wobei ihrem Wirken durchaus auch (räumliche) Grenzen gesetzt sind.

Markus Asper („Imagining Political Space: Some Patterns“) zeigt anhand von Beispielen aus der griechischen Dichtung, wie politische Macht in zweidimensionalen geometrischen Konzeptionen veranschaulicht werden kann, wobei auch politische Zielsetzungen symbolisch zum Ausdruck kommen. Die böotischen Kontingente im homerischen Schiffskatalog (*Ilias* 2,494–510) werden in kreisförmiger Anordnung um Theben als dem Zentrum der Macht präsentiert. Die Feuerzeichen in Aischylos, *Agam.* 281–310 durchlaufen auf ihrer Wegstrecke einen Raum, über den der Absender politische Macht hat. Der stetige Ortswechsel bei den von Kallimachos, *Aitia* 1 erzählten Geschichten impliziert panhellenische Ansprüche für den erfassten Raum.

Caesars auf „mediale Wirksamkeit“ ausgerichtete Darstellung seines militärischen Vorrückens in *bell. civ.* 1 und Ciceros Reaktion auf Caesars Neuordnung der *res publica* ist Gegenstand der Untersuchungen von Ingo Gildenhard („Space and Spin: Geopolitical Vistas in the 40s“). Von *bell. civ.* 1,1–33 zu 34–87 verschiebt sich der Beobachtungsraum von Italien und Rom zu Caesars Aktionen im Westen des Reiches. Zur suggestiven Förderung seiner autokratischen Bestrebungen lässt er sich selbst als neues Zentrum der römischen Welt und deren politischer Werte erscheinen. Die in Ciceros Briefen aus der Zeit von Caesars (Weg zur Diktatur enthaltenen Beobachtungen und programmatischen Aussagen variieren in Abhängigkeit von der jeweiligen (geo)politischen Lage.

Therese Fuhre („‘Leave the City, Catiline!’ – Sallust on Imperial Space and Outlawing“) analysiert die politischen Entwicklungen in Sallusts *Catilina*, speziell im Hinblick auf die Wechselwirkung zwischen dem Geschehen innerhalb und außerhalb der Stadt Rom.

Ulrich Schmitzer („Mapping Foundations: The Italian Network of City Foundations in the Poetic and Antiquarian Tradition“) befasst sich mit dem „Netzwerk“ der – oft schwer fassbaren – italischen Gründungsmythen, die in keinem Fall auf Autochthonie zielen, sondern in Konkurrenz mit der Zentralmacht Rom die Mythen um Herkules und den Trojanischen Krieg aufgreifen, wobei nicht nur Trojaner wie Antenor, sondern auch Griechen wie Diomedes zu Gründerfiguren werden. In diesem Sinn wurzeln die genealogisch-kulturellen Konstrukte auf dem Boden Italiens letztlich in den Migrationsbewegungen, die der Trojanische Krieg zur Folge hatte.

Elena Giusti („Virgil’s Carthage: A Heterotopic Space of Empire“) gibt zunächst eine zusammenfassende Erklärung von Foucaults weit gespanntem Konzept der *heterotopia* und dessen sechs Prinzipien, um diese anschließend auf Vergils Darstellung von Karthago anzuwenden. Intensive räumliche und zeitliche Dislozierung lassen es gleichzeitig als Spiegel- und (orientalisch-feminines) Gegenbild eines Republik und Prinzipat in sich umfassenden Rom erscheinen. Als simultanes Zeugnis für Vergänglichkeit und (via Carthago Nova) Dauerhaftigkeit hinterfragt es implizit die vorgebliche Erneuerung des republikanischen Rom unter Augustus.

Das zukünftige *imperium Romanum* ist in der *Aeneis* auch in geographischen und geo-poetischen Dimensionen durchgehend präsent. Alessandro Barcisi („Colonial Readings

in Virgilian Geopoetics: The Trojans at Buthrotum“) arbeitet die vielschichtigen Assoziationen heraus, die der Bericht von Aeneas' einziger Zwischenstation auf dem griechischen Festland (*Aen.* 3,274–520) ermöglicht. Seine Aktivitäten, Erlebnisse und Beobachtungen in Actium und vor allem in der trojanischen Gründung Buthrotum evozieren das weite Spannungsfeld zwischen den isolierten Fällen trojanischer bzw. griechischer Migration und dem System römischer Kolonisierung.

In dem kontrastierenden Gedichtpaar *Silv.* 2,4 & 2,5 vermittelt Statius einerseits die Sphäre eines in sich ruhenden privaten Lebensraums von höchstem kulturellem Niveau, andererseits das Bild eines von der Person des Herrschers dominierten und auf ewigen Bestand ausgerichteten Imperiums. Alexander Kiričenko („*Beatus carcer / tristis harena: The Spaces of Statius' Silvae*“) betont aufgrund zahlreicher intertextueller Bezüge zu Vergil, Ovid u. v. a. jedoch die implizit spürbare Fragilität beider Räume. (Die Debatte, ob Statius' enthusiastisches Kaiserlob als solches intendiert ist, oder ob sich der Dichter vielmehr in der Kunst des *safe criticism* übte, ist für Kiričenko irrelevant.) Weder Meliors privates Reich noch Domitians imperiale Macht entsprechen dem von Statius vordergründig vermittelten Eindruck von dauerhafter Sicherheit und unerschütterlicher Stabilität.

Tom Geue („Free-Range, Organic, Locally-Sourced Satire: Juvenal Goes Global“) diskutiert die Probleme, die sich aus dem – von ihm aufgezeigten – reaktionären Lokalismus v. a. der späteren Satiren Juvenals im hadrianischen Reichsgefüge ergeben. Während in den Satiren 11 und 12 noch eine gewisse Distanzierung des privaten Raums vom imperialen möglich war, ist dies in den Satiren 15 und 16 nicht mehr der Fall, so dass individuelles Aufbegehren keine Chance mehr hat und die juvenalische Satire am Ende „spektakulär Selbstmord begeht“. – Somit bietet die Methodik des *spatial turns* einen weiteren Ansatz zum Verständnis des früher meist negativ beurteilten juvenalischen Spätwerks. Nur am Rande sei die Vermutung gewagt, dass die oft überspitzte Pointierung von Geue's Diktion den Lesegenuss von manchem *non native speaker* beeinträchtigen könnte.

Anspruchsvolle Diktion und Terminologiefreudigkeit sind auch ein Kennzeichen der meisten anderen Beiträge des (trotz „Sallust's first Catilinarian oration“ [8]) sorgfältig redigierten Buches, das von einer ausführlichen Bibliographie abgeschlossen wird. In seiner Gesamtheit bietet es eine umfassende Kontextualisierung für zahlreiche in der antiken Literatur verortete Aspekte von realem, sozialem und virtuellem „Raum“, teils mit dem Gewinn substantieller Erkenntnisse, teils in Form verschobener Perspektiven unter Berufung auf neue methodische Ansätze. Die Frage, für welche der elf Beiträge welche der beiden Varianten (eher) zutrifft, könnte aus der Sicht verschiedener Leser je nach deren Interessenschwerpunkten, fachlicher Spezialisierung und allfälliger methodischer Orthodoxie zu durchaus verschiedenen Antworten führen.

Franz Römer

Markus Kersten, *Blut auf Pharsalischen Feldern. Lucans *Bellum Ciuile* und Vergils *Georgica**. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2018 (Hypomnemata. 206.) 358 S. ISBN 978-3-525-31055-7; ISSN 0085-1671

Band 206 der „Hypomnemata“ bietet eine neuartige Sicht auf Lukans Bürgerkriegsepos, indem die *Pharsalia* nicht mehr – wie schon so oft – mit der *Aeneis* kontrastiert wird, sondern mit den *Georgica*, wodurch Lukan nicht ein weiteres Mal als „Anti-Vergil“ erscheint. Vielmehr versucht Kersten das *Bellum Civile* als eine Art ‚nachgelieferten‘ Vorläufer, als „Prequel“, zum augusteischen Lehrgedicht zu sehen und in literarischer Spiegelung als impliziten Ausdruck einer kulturellen Weiterentwicklung hin zum Friedensideal zu erkennen. Der anregenden Studie liegt die überarbeitete und weiterentwickelte Rostocker Dissertation des Verf. zu Grunde, deren mehrstufiger und internationaler Entstehungsprozess im Vorwort geschildert ist.

Anhand vieler Textbeispiele, die gewissenhaft interpretiert werden, entsteht in drei großen Abschnitten („Caesar und die Umwelt“ – „Pompeius, Cato und der Tod“ – „Pharsalische Felder und Goldene Zeit“) ein überzeugendes Argumentationsgebäude. Als (theoretischer) Rahmen fungieren die „Einleitung: Lucan und die *Georgica*“ und „Schlussbetrachtungen: Aneignung und Gegenbild“. Ein Abkürzungsverzeichnis, eine umfangreiche Bibliographie, die sich – bei der Fülle des behandelten Materials wenig überraschend – natürlich nahezu unbeschränkt und durchaus mit weiterem Erkenntnisgewinn erweitern ließe, und ein *Index locorum* sind unentbehrliche Hilfsmittel zur Benützung dieser ebenso inhaltsreichen wie gehaltvollen Monographie.

Das Novum des Buches liegt in Kerstens Gedankenspielen begründet: Schon in der Einleitung widmet er dem „Metapoetische[n] Realismus“ viel Raum. Die Protagonisten des lukanischen Epos sind stets literarische Figuren und historische Persönlichkeiten zugleich. Aus der Perspektive *ex post* erscheinen Handlungsweisen anders als zum Zeitpunkt ihres Geschehens. Doch mehr noch: Wenn Lukan Vergil rezipiert, ist dies gemäß der literargeschichtlichen Chronologie unproblematisch und folgerichtig, wenn er aber seinen Figuren Vergilisches in den Mund legt, ist der historische Realismus gebrochen, da Caesar, Pompeius und Cato die *Georgica* noch nicht lesen konnten. Für Lukanrezipient/innen vergangener und heutiger Tage liegt der besondere Reiz nun darin, im Besitz des sowohl historischen als auch literaturgeschichtlichen Informationsvorsprungs zu sein: Aus der *Pharsalia* erwächst die Welt vor dem augusteischen Ideal, das in den *Georgica* entworfen wird, indem in den später entstandenen Text mit schon länger zurückliegenden historischen Akteuren (das Bürgerkriegsepos) Allusionen und Reminiszenzen an den früheren Text (das Lehrgedicht) eingeflochten sind – und somit Zitate aus einem Werk, das nach den von Lukan ins Zentrum seiner Handlungsführung gestellten Vorgängen entstanden ist. (In dieser kontrahierten Form ist der gedankliche Nachvollzug zugegebenermaßen etwas komplex, in Kerstens wohlentwickelter Darstellung, in der vor, zwischen und nach seinen klugen Ausführungen Vergil, Lukan und eine Vielzahl anderer Autoren in gebotener Intensität zu Wort kommen, entsteht jedoch ein logisch durchdachtes und gut nachvollziehbares Konzept.)

Die Monographie ist ein Musterbeispiel, welch bleibenden Gewinn praktische Interpretation und tiefergehendes Textverständnis aus Literaturtheorie(n) ziehen können – indem nämlich die Literatur stets im Fokus bleibt und dieser mittels Theorie an den Rändern und im Zentrum sensibel nachgeschärft und eingestellt wird.

Sonja Schreiner

Peter Zahn, *Creditis et ambulatis* in Augustinus Aurelius' Psalmenkommentar. Ein Fragment aus dem 10. Jahrhundert ändert die Textüberlieferung. Mit einer paläographischen Übersicht für das 6. bis 15. Jahrhundert. Norderstedt: BoD. Books on Demand 2018. 319 S. ISBN 978-3-7528-1843-7

Der Münchener Bibliothekswissenschaftler Peter Zahn ist mit zahlreichen einschlägigen Publikationen zum Buch- und Bibliothekswesen hervorgetreten. Nachdem er bereits in fünf Aufsätzen zu diesem Aufsehen erregenden Fund berichtet hat, legt er nun eine mehr als 300 Seiten umfassende Monographie zum selben Thema vor. Ausgangspunkt für dieses mit zahlreichen Abbildungen versehene Buch ist die 1991 geglückte Entdeckung von eineinhalb Pergamentblättern, die im 10. Jh. beschrieben und vor dem Jahr 1605 für den Einband der Statuta Rivi, d.h. der Statuten der Eisenminen von Rio nell'Elba, verwendet wurden. Beide Blätter stammen aus derselben Handschrift und sind heute von ihrem Trägercodex abgelöst und restauriert. Das größere Blatt misst 480×355 mm und enthält auf zwei Kolonnen Augustins Erklärung zu Psalm 30,19–22 (Aug. in psalm. 30 enarr. 2 serm. 3,5,5–9,17 [CSEL 93/1B, 192–201]: <ap->paruit qui ... ut impletur), das kleinere Blatt misst 235×345 mm und enthält jeweils die untere Hälfte von vier Kolonnen mit den Erklärungen zu Psalm 30,23–25 sowie dem Anfang der Predigt zu Psalm 31 (Aug. in psalm. 30 enarr. 2 serm. 3,10,10 – in psalm. 31 enarr. 2,1,21; auf eine detaillierte Angabe der jeweiligen Anfangs- und Endwörter wird ebenso verzichtet wie auf eine Abbildung aller Seiten des Fragments). Da der Verfasser das Corpus der *Enarrationes in Psalmos* etwas widersprüchlich präsentiert, sei es gestattet, hier kurz die wesentlichen Eckpunkte vorzustellen: Augustinus hatte vor seiner Bestellung zum Bischof von Hippo (ca. 395) die ersten 32 Psalmen durch Diktate erklärt (Zahn 8 fälschlich: „als Predigten vor dem Volk gehalten“); nach seiner Ernennung zum Bischof erklärte er einige dieser Psalmen ein zweites Mal, und zwar in Form von Predigten vor dem Volk, darunter auch die Psalmen 30 und 31 (diese Predigten, die den kürzeren Diktaten an die Seite gestellt werden, sind im Abkürzungssystem des ThL mit *enarr. 2* bezeichnet). Wegen der Länge des Psalmtexts und der ausführlichen Kommentierung erklärte Augustinus Psalm 30 im Rahmen einer dreiteiligen Predigtreihe, die er innerhalb einiger Tage, vermutlich im Monat Juli zwischen 411 und 413, hielt. In der dritten und letzten Predigt dieses Predigtzyklus findet sich die Textstelle, die das besondere Interesse des Verfassers findet. Den Vers Ps. 30,19 (*muta efficiantur labia dolosa, quae loquuntur adversus iustum iniquitatem in superbia et contemptu*) deutet Augustinus auf das Verstummen der Heiden, die es zu seiner Zeit nicht mehr wagen, den christlichen Lebenswandel zu kritisieren. In einer kurzen Oblocutio legt der Prediger einem Heiden folgende Worte in den Mund (Aug. in psalm. 30 enarr. 2,3,5,34–36 [CSEL 93/1B, 193]: *Ubi est deus vester? Quid colitis? quid videtis? Creditis et ambulatis; certum est quod laboratis, incertum est quod speratis.*) Da der Wortlaut seines Fragments mit der Variante *creditis et ambulatis* vom Text der zum Zeitpunkt der Entdeckung des Fragments maßgeblichen Edition in CCSL 38, *creditis et laboratis*, abweicht, sieht sich Zahn zu weiteren Untersuchungen veranlasst. Zunächst spekulierte er, die Textfassung *ambulatis* passe „besser zu der Urlaubsinsel“ als *laborare* (11f.), doch dann stellte sich heraus, dass fast alle Handschriften dieselbe Textfassung bieten. Ein Blick in den textkritischen Apparat meiner 2011 erschienenen Edition (CSEL 93/1B) zeigt, dass die Variante *laboratis* erst ab dem 11. Jh. bezeugt, und zwar in den zwei Handschriftengruppen β und ζ, die sich durch unzählige konjekturelle Eingriffe in den überlieferten Text auszeichnen.

Da alle anderen Handschriften ohne weitere Abweichungen einheitlich *ambulatis* bieten, kann es also keinen Zweifel geben, dass diese Textfassung gegenüber *laboratis* vorzuziehen ist.

Bei der Präsentation des Materials springt Zahn immer wieder zwischen einer philologisch-historischen und der kodikologischen Darstellung hin und her; stellvertretend dafür zitiere ich die Kapitelüberschriften der Seiten 8–22: „Das Werk der Psalmensauslegung“, „Die Restaurierung des Fragments“, „Die Präsentation des Fundes auf der Insel“, „Der Inhalt des Fragments aus Rio“, „Die Textvariante *creditis et ambulatis*“, „Vergleich mit anderen Handschriften“, „Das Fragment und die Insel Elba“, „*Ambulare* in den Psalmen und bei Augustinus“ etc. Leider weisen die philologischen Abschnitte zahlreiche Ungenauigkeiten auf, von denen hier einige korrigiert seien: Die 50er Gruppen von Psalmen, wie sie in der handschriftlichen Überlieferung des Mittelalters dominieren, heißen nicht Quinquennarien (so 8), sondern Quinquagenae; Augustinus gibt nicht der Einteilung der Psalmen in 15 Dekaden den Vorzug (so 13), sondern lässt kein Gliederungsprinzip des Psalters erkennen; Augustinus bezieht sich nicht auf die Vulgata (so 10), sondern benutzt einen vorhieronymianischen Vetus-Latina-Text; Augustinus hat nicht als Mönch in Thagaste zwischen 388 und 391 die Psalmen 18, 21, 25–26 und 29–32 zweimal erklärt (so 13). Im Kapitel „*Ambulare* in den Psalmen und bei Augustinus“ (22–25) versucht Zahn, anhand von Parallelstellen, die Bedeutung von *ambulare* zu ermitteln. Zum größten Teil wird hier eine nicht nach thematischen Gesichtspunkten geordnete Kompilation von Suchergebnissen der CLCLT-(heute: LLT-) Datenbank geboten. Die Liste reicht jedoch nur bis Enarratio 30; gleich das erste Beispiel ist falsch zitiert („6,12,27“, und nicht „6,12,2“) und hat, da es aus einem längeren Bibelzitat stammt, keine Aussagekraft über den augustiniischen Sprachgebrauch; ein Übersetzungsfehler findet sich 26 zu *in psalm. 30 enarr. 2 serm. 2,11,10: temporalibus dediti tamquam rotae constricti*, nicht „in dem zeitlichen Wirbel wie Räder gefangen“, sondern „im zeitlichen Wirbel gefangen wie an ein Rad gekettet“. Wertvoller sind die folgenden kodikologischen Kapitel „Wo ist das Fragment von Rio nell’Elba entstanden? – Der Einband“ und „Die Schriftmerkmale des Elba-Fragments“. In ihnen präsentiert Zahn wichtige Beobachtungen über den Einband der Statuta Rivi (mit viel Vergleichsmaterial) und die Schriftheimat des *Enarrationes*-Fragments, zu dem Zahn die nächsten Parallelen in einem in Graz aufbewahrten *Enarrationes*-Fragment (Graz, UB Ms. 1703/13) erkennt. Er kommt so zu dem Schluss, dass das Fragment in Norditalien oder nördlich der Alpen entstanden ist und ebendort in einer Buchbinderwerkstatt verarbeitet wurde.

Den größten Teil des Buches (80–319) nimmt das schriftgeschichtliche Album für das 6. bis 15. Jh. ein. Zahn präsentiert in diesem ca. 1000 Jahre umspannenden Querschnitt 84 Handschriften bzw. Frühdrucke mit ausführlichen, nach den Richtlinien der DFG erstellten Regesten einschließlich umfangreicher Literaturangaben. Mit wenigen Ausnahmen wird immer jene Seite bzw. Kolumne in Abbildung und Transkription vorgelegt, die die Worte *creditis et ambulatis* bzw. *laboratis* enthalten. Zu bedauern ist, dass es nur in wenigen Fällen gelungen ist, die Abbildung und die Transkription auf gegenüberliegenden Seiten zu drucken, was den Vergleich ungemein erleichtern würde. Obwohl sich dieses Album an Studierende richtet, denen „weniger Ausbildungsstätten für das Studium der abendländischen Schriftgeschichte“ zur Verfügung stehen, sind die Transkriptionen mit äußerster Vorsicht zu benutzen. Mit Ausnahme von Tafel V und XXVI enthält jede (!) Transkription evidente Fehler, die über mehrdeutige Abkürzungen oder geringfügige orthographische Varianten (e, ae, e-caudata) hinausgehen. So sind beispielsweise beim ältesten Codex Paris, BNF lat. 9533, s. VI (Tafel Ia; nicht „CLA 587“, sondern „CLA V 587“) Wortanfänge in den Zeilen 7, 9, 10 und 15 angegeben, die mit Sicherheit jeweils am verlorenen Ende der vorigen Zeile standen und daher in Wahrheit

nicht lesbar sind. Um die Liste der unzähligen Fehllesungen zu beschränken, seien nur einige auffällige Fehler in den ältesten Textzeugen genannt: Tafel III, col. 1, Z. 2: nicht *convertite. cos ad illos*, sondern *convertit ergo se ad illos*; col. 2, Z. 3: nicht *ait*, sondern *at*; Z. 7: *et* ist ein Phantom; Tafel VI, Z. 2: nicht *constringere*, sondern *confringere*; Z. 3: nicht *psalmus*, sondern *prius*; Z. 11: nicht *propter missi*, sondern *praetermissus*; Z. 18: nicht *velocitatem*, sondern *velociter*; Tafel VII: Z. 21: nicht *eorum*, sondern *erunt*; Tafel XI: Z. 3: nicht *dicti*, sondern *dicit*. Bei weiterer Lektüre gewinnt man den Eindruck, dass viele Texte nicht wirklich transkribiert, sondern mangelhaft nach einem fehlerhaften Kollationstext korrigiert wurden; das zeigt sich beispielsweise an der häufigen Fehllesung *sapientae* anstelle von richtigem *sapientiae* (T. XXXXIV–XXXVI, LI–LIV, LVI, LVII, LIX, LX, LXII–LXXII, LXXV–LXXVIII, LXXXI, LXXXII, LXXXIV). Die mehrmals auftretende Fehllesung *die* für *dei* (Tafel XV, XVI, XXIIb, XXXVII, LI, LXIIIb, LXXVII, LXXVIII, LXXXIV) geht wohl auf den nicht deaktivierten Autokorrektur-Modus eines deutschsprachigen Textverarbeitungsprogramms zurück. Genauso oft treten viele andere Fehler auf (*amares/clamares*, *dicam/dicere*, *efficiantur/efficiuntur*, *multa/magna*, *qui/quia* u. v. m.). Die intendierte Eignung für den Gebrauch im Hochschulunterricht relativiert sich dadurch erheblich, es sei denn, man lässt Studierende gezielt nach den Fehlern suchen (es sind mitunter mehr als dreißig pro Tafel).

Das gesamte Buch erweckt den Eindruck, dass Quantität gegenüber Qualität der Vorrang eingeräumt wurde (s. auch die längeren Textdoubletten 47 und 80 sowie 21f.). Ein professionelles kritisches Lektorat wäre wünschenswert gewesen. Ungewöhnlich ist, dass gerade Seitenzahlen auf der rechten, ungerade auf der linken Seite stehen. Zuletzt sei darauf hingewiesen, dass auch der Titel in mehrfacher Weise irritierend ist: Erstens ist der farbliche Kontrast zwischen dem gedruckten Titel und dem als Hintergrundbild gewählten Ausschnitt der Handschrift so schwach, dass der eigentliche Buchtitel nicht auf den ersten Blick erkennbar ist. Zweitens stellt sich die Frage, warum der Kirchenvater nicht Aurelius Augustinus, sondern in unüblicher Weise Augustinus Aurelius genannt wird. Und drittens erweckt der Untertitel unerfüllte Erwartungen, nämlich dass die Entdeckung eines Handschriftenfragments die gesamte Textüberlieferung in Augustins *Enarrationes in Psalmos* ändert. Das ist definitiv nicht der Fall.

Clemens Weidmann

Itinerari del testo per Stefano Pittaluga, a cura di Cristina Cocco, Clara Fossati, Attilio Grisafi, Francesco Mosetti Casaretto e Giada Boiani. Università di Genova, Scuola di Scienze Umanistiche, Dipartimento di Antichità, Filosofia e Storia, 2 vol. Milano: Ledizioni 2018. (Pubblicazioni del D.AR.FI.CL.ET “Francesco Della Corte”, terza serie. 254.) 1110 S. ISBN 978-88-6705-812-9

Anlässlich des siebzigsten Geburtstags und, damit einhergehend, der Pensionierung des bedeutenden Genuesser Ordinarius für Mittel- und Neulateinische Philologie, Stefano Pittaluga, vereinigt die hier vorzustellende Festschrift, verteilt auf zwei Bände und stolze 1010 Seiten, nicht weniger als sechzig Aufsätze aus der Feder von Schülern, Weggefährten, Freunden und Kollegen des gefeierten Gelehrten. Eingeladen durch das elegante Layout der „dipartimento“-eigenen, im deutschsprachigen Raum leider immer noch zu wenig bekannten Publikationsreihe (mit Paperbacks zu vergleichsweise erschwinglichen Preisen) eröffnet sich selbst vor den Augen des nur flüchtigen Lesers ein qualitativ höchst beeindruckendes Panorama nachantik-

latinistischer, humanistischer oder überhaupt geisteswissenschaftlicher Forschung, die in Italien (und angrenzenden romanischen Ländern) trotz aller hochschulpolitischer „Verschlimm-besserungen“ und ökonomischer Sparzwänge weiterhin zu gedeihen vermag (von den sechzig Aufsätzen sind fünfzig in italienischer, sieben in französischer und drei in spanischer Sprache verfasst).

Deutlich vernehmbare inhaltliche Schwerpunkte der Sammlung liegen auf lateinischen Autoren und Handschriften der Spätantike und zumal des europäischen Mittelalters, Dokumenten der Genueser Lokalgeschichte sowie den italienischen Frühhumanisten von Albertino Mussato und Francesco Petrarca über Poggio Bracciolini, Enea Silvio Piccolomini und Leon Battista Alberti bis hin zum besonders präsenten Angelo Poliziano und darüber hinaus.

Ohne hier ins Detail gehen zu können oder einzelne Beiträge herausgreifen zu wollen, sei die pauschale Beobachtung erlaubt, dass methodisch gesehen oftmals ein gediegener philologischer oder historisch kontextualisierender Konservatismus vorherrscht, der natürlich nicht zuletzt auch intertextuelle und rezeptionsästhetische Fragestellungen aufwirft, vor allzu gewagten literatur- oder kulturwissenschaftlichen Deutungen und Theoretisierungen aber zurückschreckt.

Angesichts der sich abzeichnenden thematischen Gravitationszentren dürfte es manch ein Leser bedauern, dass seitens der fünf Herausgeber kein Versuch unternommen worden ist, das zusammengetragene Material nach den häufiger behandelten Gattungen und Autoren, der zeitlichen und räumlichen Verankerung oder gemeinsamen Forschungsansätzen zu gruppieren, anstatt – wie im funktionalen Sinne einer *Tabula gratulatoria* geschehen – die Beiträge einfach nur in der alphabetischen Reihenfolge ihrer Verfasser anzuordnen (ein Prinzip, das bei der letzten, offenbar verspätet eingetroffenen Hommage dann obendrein durchbrochen wird). Durch den Versuch einer solch organischen Aufschlüsselung, zu der überdies ein abschließender Index hätte beitragen können, wäre auch für Außenstehende leichter erkennbar gewesen, in welchem nicht unerheblichen Ausmaß die zu Ehren von Stefano Pittaluga geschriebenen Aufsätze mit dessen eigenen wissenschaftlich-latinistischen Studien und Initiativen in Verbindung stehen, die er in den vergangenen Jahrzehnten u. a. verschiedenen dramatischen Texten des Mittelalters und des Humanismus, und zwar Komödien wie Tragödien, des Weiteren der vielfältigen Reiseliteratur dieser beiden Epochen, erzählender Kurzprosa und Epigrammen bzw. Elegien des Quattrocento sowie natürlich der mit alledem einhergehenden Antike-rezeption mit großem und nachhaltigem Erfolg hat angeeignet lassen.

In der Tat ist es bedauerlich, dass, abgesehen von einem kurzen, mehr persönlich gehaltenen Vorwort, der *spiritus rector* der Publikation ein wenig zu sehr aus dem Blickfeld zu geraten scheint. Freilich dürfen wir annehmen, dass der eingeweihte Jubilar aus Bescheidenheit selbst auf der Zurücknahme seiner Person bestanden hat. Ein systematischer Überblick über das wissenschaftliche Wirken Stefano Pittalugas wird gleichwohl ebenso schmerzhaft vermisst wie ein vollständiges Verzeichnis seiner zahlreichen, bis dato erschienenen Schriften. Doch unabhängig davon, dass nun so manche biobibliographische Verknüpfung ausschließlich von Vorinformierten hergestellt werden kann, fährt die vorliegende Festschrift eine so reiche Ernte ein, dass wohl jede renommierte Fachzeitschrift für Mittel- und Neulatein, Renaissance- und Humanismusstudien usw. sich gern ihrer Früchte versichert hätte.

Hartmut Wulfram

Johannes Atrocianus. Text, Übersetzung, Kommentar, hg. von Christian Guerra, Henriette Harich-Schwarzbauer und Judith Hindermann. Hildesheim-Zürich-New York: Georg Olms Verlag 2018. (Noctes Neolatinae. Neo-Latin Texts and Studies, gegründet von Marc Laureys und Karl August Neuhausen †. 30.) 364 S. ISBN 978-3-487-15731-3; ISSN 1617-478X

Die Hg. legen mit Band 30 der renommierten Reihe „Noctes Neolatinae“ die erste zweisprachige Edition mit Kommentar der 1528 und 1529 in Basel erschienenen Elegien und Epigramme des aus Ravensburg gebürtigen Reformationsgegners Johannes Atrocianus (mit bürgerlichem Namen: Grimm) vor. Das Vorwort ist dem Andenken des 2017 verstorbenen Karl August Neuhausen gewidmet, der die Reihe gemeinsam mit Marc Laureys begründet und als eine seiner letzten Arbeiten den vorliegenden Band mit besonderem Interesse begleitet hat.

Die konzise Einleitung von etwa dreißig Seiten widmet sich der Biographie Atrocians mit einem Schwerpunkt auf dessen Haltung gegenüber der Reformation, bietet einen knappen Überblick über die im Folgenden edierten Werke (*Querela Missae, Nemo Evangelicus, Elegia de bello rustico, Mothonia* und *Epigrammata*), stuft den Autor sprachlich und stilistisch ein und schließt mit der Beschreibung der Drucke und Bemerkungen zu den editorischen Grundsätzen. Die Hg. haben sich für nur sanfte Eingriffe in die Orthographie entschieden – bei gleichzeitiger Beachtung guter Lesbarkeit.

Den Hauptteil des Bandes nimmt die Edition ein, die mit Ausnahme des Widmungsbriefes zur *Elegia de bello rustico*, die im Druck von 1528 im Gegensatz zu 1529 noch enthalten war, auf der Ausgabe letzter Hand beruht. Textvarianten sind in einem minimalistisch gestalteten Apparat beigegeben und geben trotz ihrer geringen Zahl einen probaten Einblick in die Praxis der humanistischen Druckerwerkstatt. Die Übersetzungen sind durchwegs ebenso gelungen wie flüssig lesbar – nicht zuletzt deswegen, weil bei der Übertragung der metrischen Partien analog zu den Dedikations- und Paratexten der Prosa der Vorzug gegeben wurde. Durchgehend eingefügte Verszähler im lateinischen und im deutschen Text ermöglichen unkompliziertes Wechseln zwischen dem Ausgangs- und dem Zielsprachlichen Text.

In einem etwa 20seitigen Anhang bieten die Hg. weitere Schriften Atrocians, wiederum im lateinischen Original und in deutscher Übersetzung, diesmal aber leider nicht mehr im praktischen Paralleldruck, sondern in direkter Abfolge gesetzt, und jeweils mit einer kleinen kontextualisierten Einleitung versehen. Eine umfangreiche Bibliographie und drei Indices (*nominum et operum, locorum* und *rerum*) beschließen den verdienstvollen und hilfreichen, Neuland erschließenden Band. Autor/innenkürzel am Ende der einzelnen Abschnitte ermöglichen die Zuordnung zu den Verfasser/innen, wobei zahlreiche Teile in Kooperation entstanden sind.

Einzig am Kommentar, der eindeutig für ein breiteres Lesepublikum geschrieben ist und daher die eine oder andere Detailinformation vermissen lässt, dafür aber Basiswissen liefert, ließe sich noch so manches vertiefen. Dieser kleine Wermutstropfen ändert nichts an der wichtigen Tatsache, dass die hier erstmals in einer modernen Edition zugänglich gemachten Texte einen tiefen Einblick in die facettenreiche literarische Spiegelung von religionspolitischen Auseinandersetzungen geben.

Sonja Schreiner

Claudia Jarzebo wski, *Kindheit und Emotion. Kinder und ihre Lebenswelten in der europäischen Frühen Neuzeit*. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2018. VI + 343 S. Ill. ISBN 978-3-11-046638-6; e-ISBN (PDF) 978-3-11-046891-6; e-ISBN (EPUB) 978-3-11-46644-7

Claudia Jarzebo wskis für die Drucklegung überarbeitete Habilitationsschrift (FU Berlin, 2014) ist ein essentieller Beitrag zu einem neuen Verständnis dessen, was Kindheit und Eltern-Kind-Beziehung im Europa der Frühen Neuzeit ausgemacht hat. Der genuin (neu)lateinische Anteil der Monographie mag hinter der Menge deutscher Texte zwar zurückstehen, ändert aber nichts an der Bedeutsamkeit der gewonnenen Erkenntnisse über die Grenze(n) der Volkssprache(n) hinaus, da es sich durchgehend um Allgemeingültiges handelt, weil menschliche Grundkonstanten berührt sind. Überdies nehmen in lateinischer Sprache verfasste Erziehungstraktate divergierenden pädagogischen Inhalts (Erasmus, Marullus) einen zwar nicht seitenmäßig entscheidenden, dafür aber inhaltlich und argumentativ zentralen Teil des Buches ein. Ein Quellenverzeichnis, eine gut recherchierte Bibliographie, einige signifikante Abbildungen und zwei Register (Namen und Sachen) erleichtern die Benützung des mit großer Empathie geschriebenen Werks zur Empathie in vergangenen Jahrhunderten.

Jarzebo wski gliedert ihre Ausführungen in vier große Abschnitte (Fürstenerziehung mit einem Schwerpunkt im 15. und 16. Jh.; Trauer um Kinder, vornehmlich im 17. Jh.; Hexenprozesse und Gewalt gegen Kinder; Kinder im internationalen Raum, z. B. auf Reisen, aber auch als Sklaven). Eine Fülle von Originaldokumenten, Quellen und Zeugnissen lässt die Lebensrealität ihrer Verfasser zu neuer Existenz und großer Unmittelbarkeit erwachsen: Das gilt für Leichenpredigten ebenso wie für Briefe und Tagebücher oder für Prozessakten. Die enge Verknüpfung von Politik und Religion dominiert, desgleichen die Entbehrungen in Kriegzeiten, die hohe Kindersterblichkeit und die drückende Allgegenwart von Armut, Trennung und Verlassensein. Neben das, was man gemeinhin als Kindheit versteht (das Lebensalter), tritt die „Gotteskindschaft“, der alle Menschen jedweden Alters zugehörig sind, und der unterschiedliche Zugang zum Leben nach dem Tod im Falle ungetaufter Kinder bei Protestanten und bei Katholiken: Während Letztere – bis in jüngste Vergangenheit – deren Bestimmungsort im *limbus* sahen, war für Reformierte das Geborgensein bei Gott eine selbstverständliche Tatsache, was auch dadurch gefördert wurde, dass Schwangere zum besonders intensiven Gebet angehalten waren. Gleichberechtigt neben die biologische Familie tritt die sog. „Milchfamilie“, das Ammenwesen.

Für uns heutige Menschen fremd anmutende Zugänge sind den veränderten Lebensumständen, etwa der Allgegenwart von Krankheit und Tod, geschuldet. Emotionale Kälte oder Distanziertheit im eigentlichen Sinn sind jedoch nicht zu konstatieren. Jarzebo wski versucht auch mit der Vorstellung aufzuräumen, dass Kinder erst ab dem 18. Jh. nicht mehr als kleine Erwachsene gesehen wurden, was ihr über weite Strecken durchaus gelingt: Im Kapitel über die Inquisitionsprozesse zeigt sich jedoch, dass wenigstens einigermaßen kindgerechte Behandlung von der individuellen Vernunft und Humanität von Einzelpersonen abhing.

Insgesamt ist die Monographie in hohem Maße lohnenswerte Lektüre, die sich auf eine Fülle von Texten in unterschiedlichsten Sprachen umlegen lässt und als Schlüssel zu neuem sozialgeschichtlichem Erkenntnisgewinn fungieren kann.

Sonja Schreiner